Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: La Paz, die Hauptstadt Boliviens
Autor: Greulich, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573550

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bertha Hallauer läßt ihren Gedichtband „Späte Rosen“ [10]), 1911 zum ersten Mal herausgegeben, in verhältnismäßig kurzer Frist in einer zweiten, bereicherten Ausgabe erscheinen. Die Sängerin des anmutigen Klettgaus besingt in natürlich schlichten Weisen die landschaftlichen Reize ihrer „Heimat“, ihr „kurzes Glück“, die „Erinnerung“ und das „Entsagen“, um in den drei letzten Teilen des Buches „Was das Jahr bringt“, „Bunte Garbe“ und „Kriegszeit“ diejenigen Lieder zusammenzufassen, deren Motive mehr allgemeiner als persönlicher Natur sind. Die Dichterin gestaltet die nicht allzu umfangreiche, aber doch öfter leidenschaftlich bewegte Welt ihrer Gedanken und Empfindungen in wohltuend einfachen Formen, die etwa an den öfter auch bei Angelika v. Hörmann oder Frida Schanz erklingenden Volksliedton gemahnen mögen; daneben zeichnet sie ein inbrünstiger Ernst in der Art der bekannten trefflichen Dichtungen der verstorbenen Bernerin Marie Döbeli und eine sinnig verhaltene, schmerzvolle, aber niemals weichliche Wehmut aus, der wir, in ähnlichen Tonarten angeschlagen, etwa in den resignierten Klagegesängen der einst vielgefeierten Zeitgenossin Anna Ritter begegnen. Keine durchdringende, impulsiv schaffende, übermächtige Originalität, aber ein bodenständig gesundes Empfinden und ein gemütvoller feiner Sinn für das Poetische spricht aus manchen ihrer bestgelungenen Lieder, wie etwa „Juli“, „Einsames Wandern“, „Sehnsucht“ II (S. 62), „Und dennoch träumt mir oft ...“, „Oft nimmt nachts die Wanderschuhe ...“, „Alles geht vorüber ...“, zu uns. Hie und da stoßen wir allerdings auch — ein Beweis, daß die Beschränkung des Gebotenen ohne Schaden noch etwas strenger gehandhabt werden dürfte — auf einen ziemlichen Bestand von althergebrachtem poetischen Gemeingut und sogar auf einzelne geschmacklose Wendungen und Ausdrücke. Freilich ist man vielleicht durch die überaus rege lyrische Produktionslust der letzten Jahre mit seinen Ansprüchen an den dichterischen Gehalt und Sprachgebrauch wohl auch etwas strenger geworden, selbst auf dem Gebiete der Frauenliedkunst, wo man noch bis zum heutigen Tage aus üblicher „Ritterlichkeit“, leider meist nur zum Schaden der Sache und ihres guten Rufes, keinen allzu rigorosen Maßstab anzuwenden pflegt. Doch sollen diese wenigen, notwendigen Aussetzungen dem Wert des Liederbüchleins im großen und ganzen keinen Abbruch tun.

[10]) Zweite vermehrte Auflage. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füßli, 1916.

(Fortsetzung folgt).

La Paz, die Hauptstadt Boliviens *).

Mit sechs Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von Max. T. Vargas, Arequipa.

Im Herzen Südamerikas liegt die Republik Bolivien. Mit einem aus Stolz und Bitterkeit gemischten Gefühl nennt sie sich die südamerikanische Schweiz; denn im Guten wie im Schlimmen haben beide Staaten manches Gemeinsame. Auch Bolivien ist ein ausgesprochenes Bergland: die Anden türmen sich im Norden zu Gipfeln von über sechstausend Metern auf; schimmernde Eis- und Schneezacken zieren die Westkette desselben Gebirges, und steil fällt die Ostkette gegen die unermeßliche Tiefebene, während nicht minder gewaltige Bergmassen den imposanten Abschluß gegen Süden bilden: das Ganze eine richtige, ungeheure Felsenburg! Aber beengend fühlt auch Bolivien seine Lage im Binnenland und die Absperrung vom freien Weltverkehr. Wohl ist der hemmende Wall im Westen von drei Schienensträngen durchbrochen und die Verbindung mit dem Stillen Ozean hergestellt, aber ihre Ausgangspunkte liegen in fremder Hand: Mollendo gehört Peru, Arica und Antofagasta beherrscht Chile. Diese Bahnlinien kommen in erster Linie der jetzigen Hauptstadt La Paz zugute, die im Westen Boliviens, nahe am Titicacasee und an der Grenze gegen Peru liegt. Ihre Höhe beträgt (nach Dr. Hauthal) 3780 Meter ü. M., und die Ein-

*) Vgl. desselben Verfassers Schilderung „Der Titicacasee und seine Umgebung“ im letzten Jahrgang unserer „Schweiz“ S. 433/43 (mit einer Kunstbeilage und neun Textbildern). A. d. R.

Bolivianische Indianer in der Puna.

wohnerzahl schätzt man auf 100,000 bis 120,000.

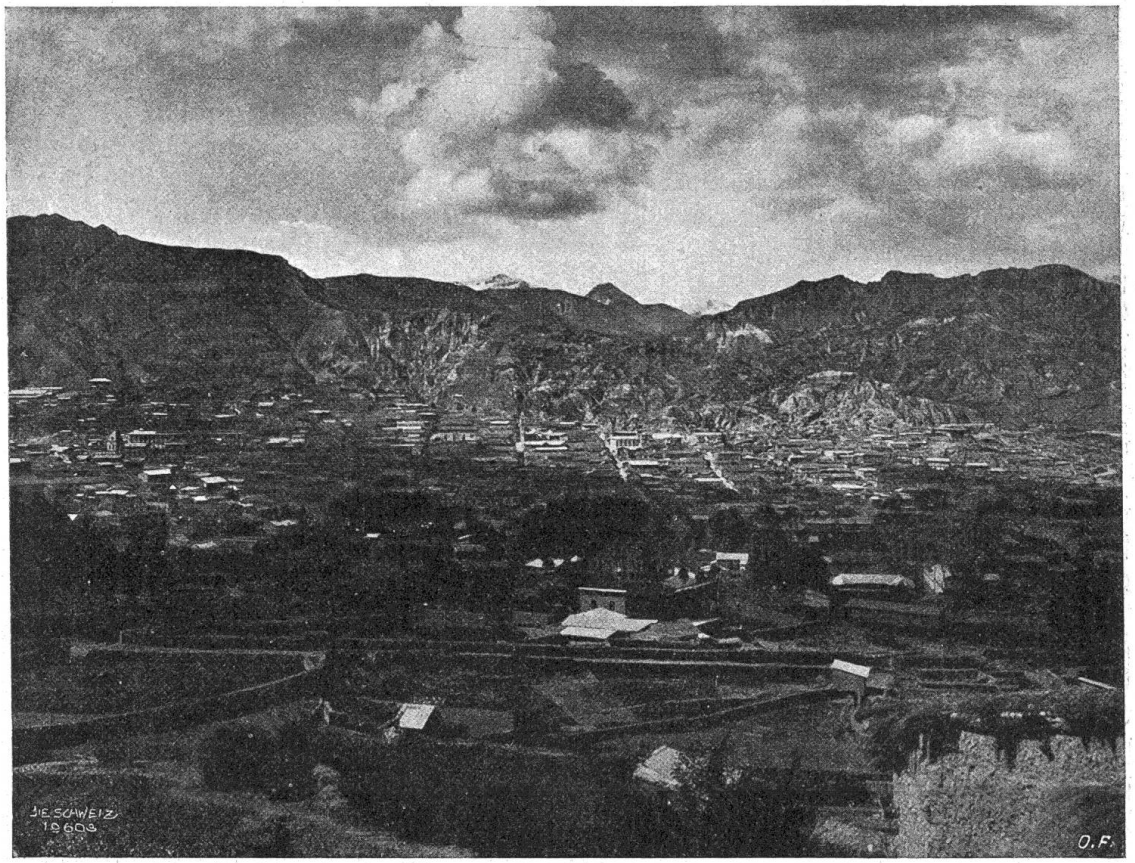
Bis zur Eröffnung der Arica-Bahn (1913) erreichte man La Paz am bequemsten vom Hafen Mollendo in Peru aus, von wo eine Bahnlinie über Arequipa und die Anden führt. Auch heute ist sie noch allen denen zu empfehlen, die es nicht allzu eilig haben, hauptsächlich weil auf diesem Wege der Titicacasee durchquert wird. Nach zwölfstündiger Dampferfahrt landen wir bei dem bolivianischen Hafen Guaqui, am Südende der ausgedehnten Wasserfläche. Ein seltsamer Anblick überrascht uns beim Aussteigen: die Soldaten auf der Landungsbrücke sehen ganz deutsch aus in ihren Mützen und dem Schnitt der Uniformen. (Das bolivianische Heer wird seit Jahren mit bestem Erfolg durch deutsche Instruktoren ausgebildet). Die Ueberraschung läßt uns beinahe die nicht minder merkwürdigen Indianer übersehen, die mit ihren grellroten Mänteln (Ponchos) dem Menschengewimmel einen bunten Charakter verleihen. Die Zollrevision geht rasch und gnädig ab: man braucht dafür nicht einmal in ein Bureau zu gehen, sondern öffnet sein Köfferchen gleich am Ufer; der Beamte wirft einen flüchtigen Blick hinein, und schon können wir uns in das nahe gelegene, primitive Hotel begeben und ein nach Landessitte scharf gewürztes Almuerzo (Mittagessen) genießen. Da das armselige Hafenstädtchen nichts Anziehendes bietet, sind wir froh, den behaglich eingerichteten Bahnzug zu besteigen. Vorbei an der geheimnisvollen Ruinenstätte von Tiahuanaco, wo vorinkaische Heiligtümer schlummern*), geht es über eine weite kahle Hochfläche gegen Osten. Der Pflanzenwuchs ist infolge der gewaltigen Höhe (ca. 4000 Meter) überaus spärlich. Die Rauhheit des Klimas wird noch verstärkt durch die Stürme, die häufig über die Ebene rasen und denen nur ganz niedere, derbe Gräser standhalten: man kann sich in der Tat nichts Oederes, Traurigeres denken als die sog. Puna, die den Rücken der peruanischen und bolivianischen Anden einnimmt und

*) Vgl. „Die Schweiz" XIX 1915, 438 ff.

sich lediglich für die Züchtung von Schafen und noch genügsameren Lamas eignet. An wenigen, windgeschützten Orten erheben sich armselige Indianergehöfte, niedere Hütten aus Stroh und Lehm, mit einem Aeckerlein daneben, das Hafer und Kartoffeln trägt ... Nach dreistündiger Fahrt kommen wir in Alto de La Paz an, dem höchsten Punkt des Plateau (4200 Meter ü. M.) und Knotenpunkt für die drei Linien von Guaqui, Antofagasta und Arica. Mit einer unbegreiflichen Gutmütigkeit läßt sich das kreolische Publikum in wenige Wagen zusammenpferchen, und eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge nähert man sich La Paz. So nahe wir ihm schon sind, so machen sich doch noch gar keine der vielen Anzeichen bemerkbar, die bei uns die Nähe einer Großstadt anzukündigen pflegen. Dafür taucht vor uns im Osten ihr Wahrzeichen auf: der viergipflige, 6400 Meter hohe Ilimani, der die Stadt mit seinen weit ausgebreiteten Vorbergen umsäumt. Die Hochfläche endet jetzt unvermittelt und steil vor einem Flußtal, das der Rio de La Paz in südöstlicher Richtung in sie eingegraben hat. Der Eindruck einer gewaltigen Schlucht kommt uns noch mehr zum Bewußtsein durch die zahlreichen Felsenrippen, die von beiden Abhängen aus gegen die Mitte vordringen und die ohnehin schmale Talsohle ganz zu verkümmern drohen. Hier eingebettet liegt La Paz, das mit seinen Häusermassen nicht bloß die Niederung auf langer Strecke erfüllt, sondern auch noch zwischen jene Klippen und Schroffen bis fast zum Rand des Kessels emporsteigt. So unbequem die Nachbarschaft solcher „Dolomiten" sein mag, sie verschaffen der Stadt einen seltenen, romantischen Reiz. Außerdem bilden sie den überaus wirkungsvollen Hintergrund zu dem frischen freundlichen Grün einer reichen Vegetation, die in dem milden Klima dieses windgeschützten Winkels die untern Böschungen des Tales bekleidet und ihrerseits von den weiß und rot schimmernden Gebäuden angenehm absticht. Die weiten Schlingen, in denen die Bahn niedersteigt, lassen uns reichlich Muße, das abwechslungsvolle Landschaftsbild zu bewundern. Vorbei an dem Pantheon (Kirchhof), der wie eine Bastion auf halber Höhe thront, kommen wir nun an die Stadt heran und halten in dem einfachen Bahnhof.

Ich fand in dem französischen Hotel „Guibert" eine gute Unterkunft und widmete den ersten Nachmittag, wie ich bei allen mir noch unbekannten Städten zu tun pflege, einem behaglichen, ziellosen Herumspazieren, weil man dabei oft die schönsten Entdeckungen macht. In La Paz wird dies Vergnügen freilich arg getrübt durch das unaufhörliche Bergauf- und Bergabsteigen. Denn nur wenige Straßen verlaufen parallel zum Fluß und also horizontal; die zahlreichen Quergassen führen schon vom Flußufer weg steil bergan, und vollends in den höheren Lagen kann man beinahe noch im Bereich der Häuser förmliche Kletterpartien unternehmen. Wie in allen südamerikanischen Großstädten muten zwar die größten Verkehrsadern mit ihren Hausfronten, gut ausgestatteten Kaufläden und Tramways durchaus europäisch und sauber an, während man wenige Schritte abseits schmutzige, enge Gäßchen mit „exotisch"-ländlichem Charakter antrifft.

Mestizin („Chola") in La Paz, im Sonntagsstaat.



La Paz (von Westen her).

Den Mittelpunkt der Stadt bildet die geräumige Plaza (Platz) de Murillo, deren Mitte ein hübscher wohlgepflegter Park erfüllt. Der unregelmäßigen Bodengestaltung entsprechend hat auch er eine ziemlich stark geneigte Fläche. Seine Umrahmung bilden die wichtigsten Gebäude der Stadt, so namentlich der Regierungspalast, mehrere Banken, eine halbvollendete, ruinenhafte Kathedrale usw. Aber das eigentlich aristokratische Viertel befindet sich am untern, nördlichen Ende der Stadt in Gestalt einer breiten Allee, die sich wohl eine halbe Stunde hinzieht und eine Doppelreihe prachtvoller, alter, hoher Laubbäume aufweist. Ihr entlang reihen sich links und rechts viele, größtenteils neue, geschmackvolle Bauten, unter denen die Paläste der fremden Gesandten hervortreten. Was aber den Fremden immer wieder dahin lockt, ist die Gelegenheit zu Volksstudien, da sich hier Abend für Abend Vornehm und Gering ein Stelldichein gibt und bei den Klängen einer guten Militärkapelle auf- und abspaziert. So schön aber auch die Kreolinnen sein mögen, sie erregen unsere Neugier weniger als die Indianer, die man in La Paz häufiger sieht als in andern südamerikanischen Städten. Selbst in den vornehmsten Straßen fehlen ihre sonderbaren Gestalten nicht: die Männer in weiten, ausgefransten, kaum bis zur halben Wade reichenden, hinten bis zur Kniekehle aufgeschlitzten Hosen, mit dem bunten Leibgürtel und der roten, mit Ohrenklappen versehenen Zipfelmütze, die Frauen in ebenso kurzen Röcken und runden niederen Filzhüten, öfters einen Säugling in ein Tuch gerollt auf dem Rücken tragend.

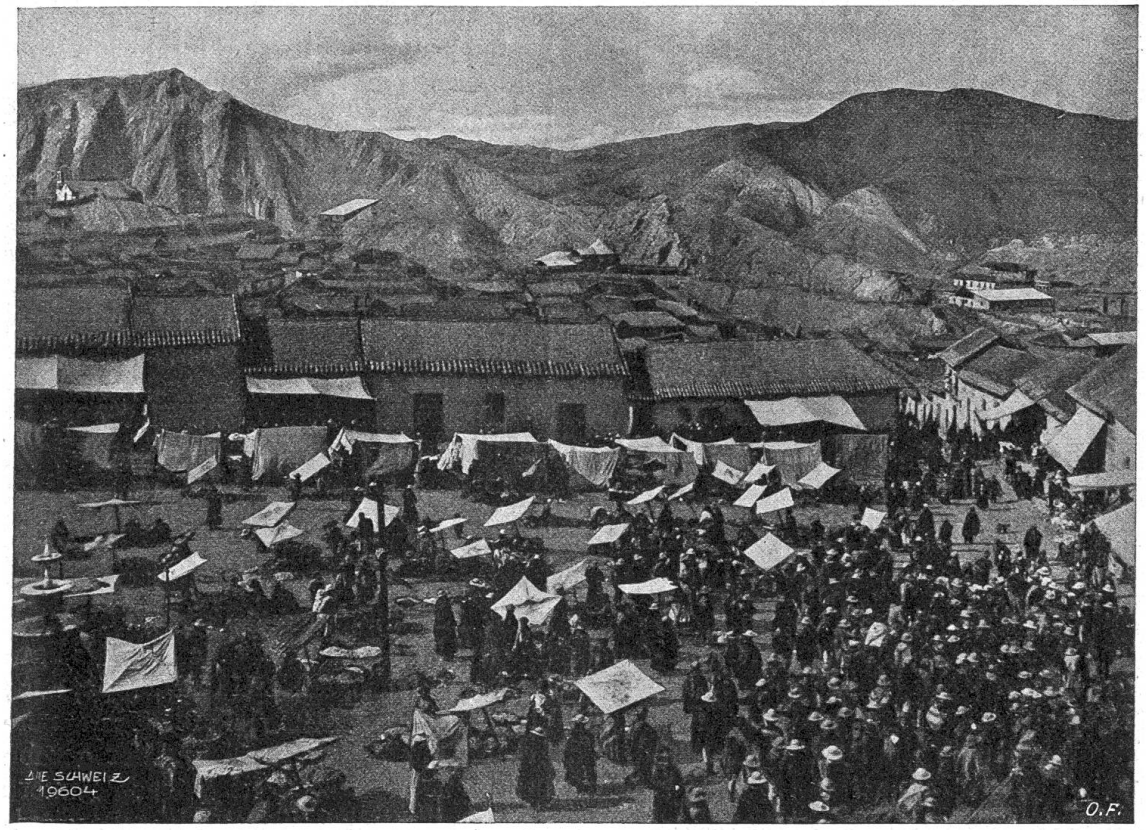
Im Gegensatz zu ihren nördlichen Nachbarn, den Ketschuas in Peru, bevorzugen die hier ansässigen Aymaras grelle Farben, und an Sonntagen zeigen ihre Frauen wahre Fastnachtskostüme. Noch mehr ist dies der Fall bei den Mestizinnen (Cholas), s. Abb. S. 355. Durchweg haben diese weiße, enge, bis zum Knie reichende Schnürstiefel und weiße Strohhüte, in der Form unsern runden, steifen Filzhüten vergleichbar. Die bunten Röcke fallen auch bei

ältern Frauen kaum übers Knie, und da mindestens sieben, acht übereinander getragen werden, stehen sie glocken- oder krinolinenförmig ab. Hals und Busen sind behängt mit Perlenketten, Bändern und sonstigem Flitter. Unter den Cholas trifft man oft ganz hübsche Gesichter; dagegen sind die Indianerinnen durchweg häßlich mit ihrem stumpfen Blick, den wulstigen Lippen und der schmutzigbraunen Hautfarbe; außerdem verblühen sie rasch infolge der harten körperlichen Arbeit.

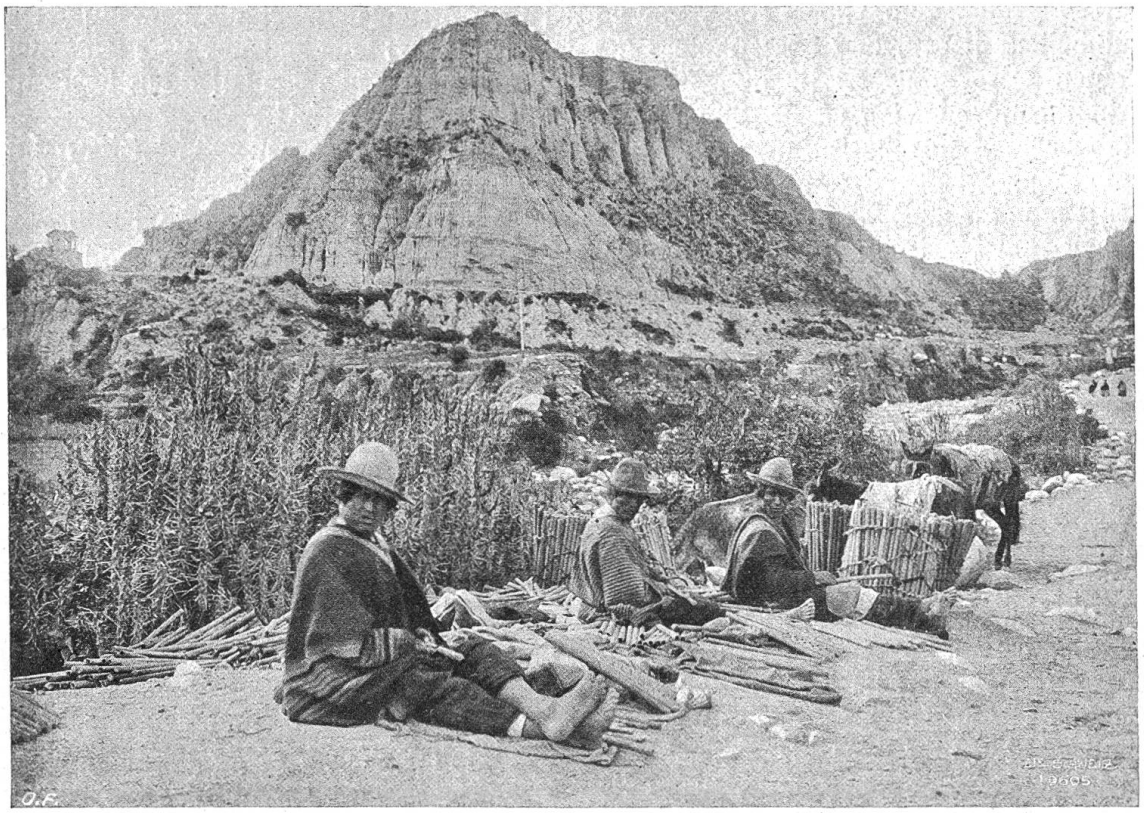
Der Neujahrstag 1913 bot mir Gelegenheit, ein Indianerfest mitanzusehen. Diesmal wetteiferten auch die Männer mit ihren Gefährtinnen in sonderbarem, buntscheckigem Aufputz: sie trugen rote und grüne, mit Schellen behangene Wadenbinden, Larven und Federkronen. Dergestalt führten sie unermüdlich stundenlange Reigen und Tänze auf, sodaß ich mich nicht genug über die Lungenkraft dieser Leute wundern konnte, wenn sie singend und schreiend steile Böschungen hinaufjagten. Aber je weiter der Nachmittag vorschritt, umsomehr machte der Schnaps- und Chicha(Maisbier)-Genuß seine Wirkung geltend, und zwar auf beide Geschlechter; was vollends nach Einbruch der Nacht geschah, das lassen wir lieber in mitleidigem Dunkel!

Unter den Sehenswürdigkeiten im Innern der Stadt verdient besondere Erwähnung ein reichhaltiges Museum, das damals unter der Leitung eines deutschen Direktors stand. Ganze Nachmittage brachte ich dort zu in Bewunderung altbolivianischer Altertümer: da waren Urnen in Gestalt possierlicher, oft derb erotischer Figuren, kunstvoll geknüpfte oder gewobene Teppiche, Waffen u. dgl. Die Fauna des Landes vertraten Schmetterlinge mit handbreiten Flügeln und unvergleichlicher Farbenpracht, aber auch häßliche Dinge, wie die gewaltige Vogelspinne und allerlei Giftschlangen. Die lange Reihe wohlgeordneter Proben von Kräutern und Nutzhölzern aus der Tiefebene sowie von Edelmetallen aus dem Gebirg ließ ahnen, welch unermeßlicher Reichtum in diesem Land noch ungehoben ruht.

Die Umgebung von La Paz bietet Gelegenheit zu vielen, bequemen Spaziergängen. Ein solcher führte mich auf gutem



Indianermarkt in La Paz.



Aus der Umgebung von La Paz. Händler mit Zuckerrohrstengeln von Yungas.

Weg über die Allee hinaus dem Ufer des Rio de La Paz entlang, der sich südlich vom Ilimani eine tiefe Schlucht nach Osten geöffnet hat. Obwohl ich nur wenige Stunden weit gelangte, so war schon eine merkliche Zunahme des Pflanzenwuchses vorhanden, und wie mir der in La Paz ansässige Schweizer Hanhart versicherte, genügt ein zweitägiger Ritt, um nach Yungas, eine regelrechte Tropenzone, zu gelangen. Es sei nebenbei bemerkt, daß ich meine Spaziergänge meist allein und unbewaffnet, selbst ohne Stock ausführte und niemals belästigt oder gar bedroht worden bin.

Einen größern Abstecher machte ich nach Oruro, einem wichtigen Handelsplatz und der Hauptstation der Bahnlinie nach Antofagasta. Die Reise führt durchweg über öde Puna, auf der nur fern im Westen und Osten verschwommene Höhenzüge eine dürftige Abwechslung bieten. Die Dörfer sehen armselig aus: ein Haufen kleiner Lehmhütten, wie furchtsam um die große Kirche und ihren stattlichen, aber meist unvollendeten Turm gedrängt. An einer dieser Stationen stieg ein Geistlicher in grünlich-fettig glänzender Soutane ein. Zwei seiner bisherigen Pfarrkinder, Indianer in schmutzigen Ponchos, folgten ihm bis ins Abteil und führten mit vielen Umarmungen und Küssen eine rührende Abschiedsszene auf. „Ach, Hochwürden," schluchzte der eine, „wir sind untröstlich, daß Sie uns verlassen!" „Ach nein," seufzte der Angesprochene, „ich bin noch trostloser und unglücklicher; denn mich quält die Undankbarkeit, die ich durch meinen Weggang euch zu erweisen scheine!" Der Schmerz des Pfarrers schien indes nicht ganz echt; er warf hie und da einen verlegenen Seitenblick auf die belustigt zusehenden Mitreisenden.

Oruro, wohin ich nach etwa zehnstündiger, ungestörter Fahrt gelangte, zählt vielleicht 20,000 Einwohner und liegt am Ostabhang einer Felsengruppe, in der reiche Zinnminen angelegt sind. Nach Osten hin dehnt sich eine unabsehbare Ebene, zum größten Teil Salzsteppe, aus; einige nahegelegene seichte Seen verdankten ihr Dasein wohl nur der gerade herrschenden Regenzeit. Das Innere Oruros ist typisch für alle südamerikani-

schen Kleinstädte: ein viereckiger, mit Anlagen geschmückter Hauptplatz; die Straßen eng, schmutzig und dunkel; Auslagefenster fehlen, und die Fenster der Privatwohnungen sind spärlich und klein. Daß gleichwohl reges Geschäftsleben herrscht, beweisen die zahlreichen Banken, meist Zweigniederlassungen solcher in La Paz. Auch eine deutsche Brauerei fehlt nicht.

Von Oruro aus ist eine Eisenbahn nach dem ostwärts, im Gebirge gelegenen Cochabamba im Bau. Doch war sie damals (Januar 1913) erst zu einem Drittel erstellt, und zur Weiterreise bedürfte es von da aus noch eines drei-, viertägigen Rittes auf Maultieren über schwierige Bergpfade und durch reißende Flüsse. Zur Vollendung gelangt ist dagegen die Bahn nach dem altberühmten Bergwerk von Potosi. Sie zweigt bei Rio Mulata, südlich von Oruro, von der Hauptlinie ab, und ihr Kulminationspunkt soll nach der Versicherung Einheimischer über 5000 Meter hoch liegen. Wie man sieht, macht also die Aufschließung des Landes erfreuliche Fortschritte. Freilich ist das bisher Erreichte kaum mehr als ein guter Anfang, und das wichtigste Problem, die Verbindung der riesigen, überaus fruchtbaren Tiefebene im Osten mit der Hauptstadt und dem Weltverkehr, liegt noch in weitem Felde. Mehr Hoffnung auf Verwirklichung dürfte der Anschluß an das argentinische Eisenbahnnetz gegen Süden hin haben. Bei alledem wäre indes mit dem Bahnbau nur eine der notwendigen Voraussetzungen für einen wirtschaftlichen Aufschwung Boliviens erfüllt. Ebenso, wenn nicht noch mehr not täte dem sehr dünn bevölkerten Land die zahlreiche Einwanderung intelligenter, arbeitstüchtiger Elemente, wozu leider die gegenwärtige Weltlage wenig Hoffnung läßt. Dr. Oskar Greulich, Zürich*).

*) Wir benützen die Gelegenheit, unsere Leser auch hinzuweisen auf das jüngst in der bekannten Sammlung „Orell Füßli's Wanderbilder" (als Nr. 381—390) erschienene Buch „Peru, Studien und Erlebnisse von Dr. Oskar Greulich". Das reich illustrierte, lebendig und anschaulich geschriebene Büchlein bildet nicht nur einen wertvollen praktischen Führer für den, der das Land bereisen will, sondern auch als ethnographisch-historische Studie und interessante farbige Darstellung persönlicher Erlebnisse eine angenehme und ersprießliche Lektüre für jeden, dem es an Kenntnis und Anschauung fremder Kulturen, Länder und Völker gelegen ist. Der Verfasser hat sich fünf Jahre in Peru aufgehalten, wo er als Direktor einer staatlichen Mittelschule (Colegio Nacional) zuerst in Huaraz, dann in Puno am Titicacasee tätig war und jeweilen die Ferien zu Reisen im Andengebirge bis nach Bolivien hinein benutzte. A. d. R.

Regenwind

Das ist der stille Regenwind,
Der alle Fluren segnet.
Ein feines Glänzen feucht umspinnt,
Was seinem Gruß begegnet.

Die harte Scholle, die der Zorn
Des heißen Tags bedrängte,
Wird mild und gut dem schwachen Korn,
Das ich in sie versenkte.

Das ist der stille Regenwind,
Der meine Seele streichelt,
Was sie in dürrem Kummer sinnt
Mit Fruchtbarkeit umschmeichelt.

Adolf Attenhofer, Chur.

□ □

Indianischer Wasserträger in La Paz.